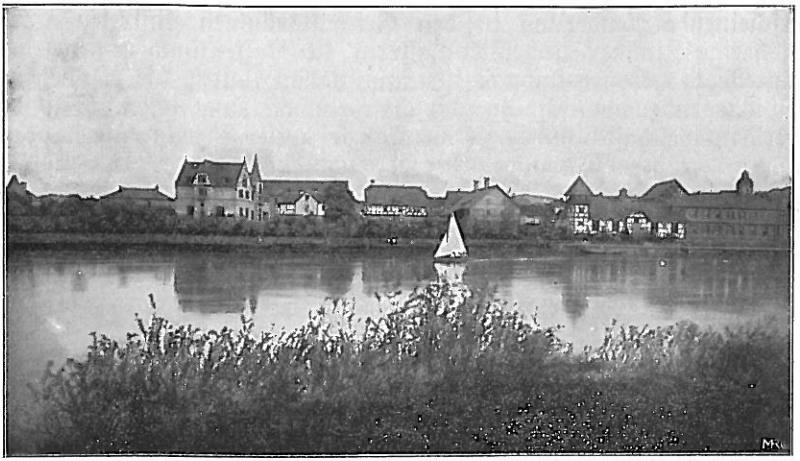

Wilhelmshof.

I. Rückblick und Ausblick.

Vom Herausgeber.

Die im vorigen Rückblick und Ausblick bereits angekündigten Aenderungen in den Anstaltseinrichtungen konnten dank tatkräftiger Regsamkeit wider Erhoffen doch noch während der Osterferien durchgeführt werden.

Das bisherige Frauenschulhaus ist als Praktikantenhaus eingerichtet worden und erfüllt seinen Zweck sichtlich und nach den bisherigen Erfahrungen gut. Auch sieht es jetzt in dem an unser Gewächshaus angrenzenden Gebiet sehr viel freundlicher und sauberer, überhaupt ansprechender aus als in den letzten Jahren. Der Hühnerhof der Frauenschule ist in Blumen- und Treibbeete für die Zwecke der Schmuckanlagen im Anschluß an die Treibhäuser umgewandelt worden. Durch diese Neueinrichtung haben wir in den alten Kloster- und Anstaltsräumen mehr Platz gewonnen, so daß in der teilweis engen Belegung der einzelnen Stuben Wandel geschaffen werden konnte. Eine Reihe von Stuben sind, dem wachsenden Bedürfnis entsprechend, in Einzel-, und frühere Viererstuben in Zweierstuben verwandelt. Außerdem wurde das unbeliebte Schlafzimmer Nr. 11 durch Versetzen einer Wand in ein sehr schönes Billardzimmer umgewandelt und die verkleinerte Stube 10 in eine Zweierstube. Dem Aeltesten wurde Stube 12 überwiesen; Stube 15, mit einem abgesonderten Vorraum davor, zur Krankenstube bestimmt und Stube 16 und die alte Stube 17, nachdem sie von dem hinteren Wirtschafts-Treppenaufgang allein zugänglich gemacht worden, erhielt die Wirtschafterin als Wohnräume. Soweit sich bis jetzt beurteilen läßt, erweisen sich diese Aenderungen als wertvolle Verbesserungen. In Verbindung hiermit konnte auch eine schon längst erwünscht

erscheinende Aenderung in den Geschäftsräumen eintreten. Das bisherige Zimmer der Wirtschafterin ist Kassenzimmer geworden; anstelle des Kassenzimmers ist, unmittelbar durch die Treppe im Spitzbogen zugänglich, das Geschäftszimmer eingerichtet. Im bisherigen Geschäftszimmer ist die Kanzlei untergebracht und daneben, wo früher der Auswandererverein seine Stätte hatte, das Sprechzimmer des Direktors mit davorliegendem, auch ruhiger abgeschlossenem Warteraum. So konnte die ganze äußere Einrichtung einheitlicher gestaltet werden.

Vielleicht ist es hier am Platze, noch ein Wort zu sagen über die innere Organisation der Deutschen Kolonialschule, weil wir in der Richtung mehrfach schiefen Auffassungen, auf grund ungenügender Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse, begegnen.

Bereits vor einigen Jahren bezeichnete es einer unserer alten und treuen Freunde in einem Briefe aus Mexiko als unerwünscht, daß die Zahl derer, die auf der Deutschen Kolonialschule einen vollen Lehrgang durchmachten, soweit das aus dem Schülerverzeichnis zu ersehen sei, verhältnismäßig klein wäre. Die Aufklärungen, die wir dieser eigentümlichen Auffassung gegenüber damals schon gegeben haben, sind zur Zeit offensichtlich noch stichhaltiger geworden.

Bei derartigen Kritiken vergißt man zunächst die Tatsache, daß die Deutsche Kolonialschule leider und sehr zu ihrem eigenen Bedauern bis jetzt noch in Deutschland die einzige ist. Bei den großen Kosten und Aufwendungen, die die Unterhaltung einer solchen Anstalt wie die Kolonialschule mit ihrem naturgemäß äußerst vielseitigen Lehrbetriebe (ohne den ist sie in ihren Zwecken und Zielen überhaupt undurchführbar!) erfordert, ist es allerdings verständlich, daß ein zweiter Versuch bisher noch nicht zur Durchführung gekommen ist. Ja, wie bekannt, sind bereits zwei vergebliche Versuche gemacht worden, eine weitere derartige Anstalt ins Leben zu rufen. Abgesehen aber von anderen Gründen sind diese Versuche gerade an der Geldfrage gescheitert. Ob es gelingen wird, was immer wieder als guter Wunsch betont wird, ähnliche Einrichtungen in den Kolonien selbst zu schaffen, erscheint zur Zeit noch sehr zweifelhaft, da naturgemäß dort, wie wir namentlich gegenüber wohlfeilen Kritikern in Südwest immer hervorgehoben haben, die Unkosten einer nutzbringenden Kolonialschule doppelt und dreifach sein würden. Darum hat ja die Kolonialschule ihren mit den Gründungsplänen schon verknüpften Gedanken, zu welchem ihr wiederholentlich auch noch in letzter Zeit von Südwest aus erneute Anregung gegeben wurde, bis jetzt noch nicht ausführen können, eine Filiale dort zu errichten. Das würde Unsummen kosten, zu denen sich ein wohltätiger Stifter bis heute noch nicht gefunden hat, trotz der uns bereits zugefallenen bedeutenden Anteile an der Ausenkjer-Gesellschaft. Muß doch die Kolonialschule selbst hier in Deutschland, worauf man die Kritiker nicht oft genug hinweisen kann, alljährlich noch ganz erhebliche Zuwendungen erbitten, um bestehen zu können. Das ist, wie jeder Verständige weiß, ja nichts Seltsames, sondern das

durchaus Uebliche bei allen höheren Lehranstalten in der ganzen Welt, zumal in Deutschland. Und darin ist sie darum allen anderen Schulen und zumal höheren und Hochschulen durchaus gleichgestellt. Da aber, wie gesagt, die Deutsche Kolonialschule zur Zeit noch die einzige ist, so können Kolonialschüler, wenn sie von hier abgehen, leider nicht auf eine andere ähnliche Bildungsanstalt mit gleichem Lehrplan übergehen, um dort ihren Lehrgang zu vollenden, so wie ein Student die Hochschule wechselt. Wir selbst verweisen unsererseits aber sowohl bei Aufnahmegesuchen wie auch sonst sehr häufig darauf, daß das Kolonialinstitut in Hamburg von den kolonialbeflissenen Leuten als ein andersartiger Bildungsweg in Frage käme.

Ferner aber übersehen jene Kritiker vollständig, daß auf allen höheren Schulen und zumal Hochschulen der Prozentsatz derer, die den angefangenen Bildungsgang durchmachen, ein durchschnittlich sogar noch viel geringerer ist als wie bei dem auf höchstens 2 oder 3 Jahre bemessenen Bildungsgang der Kolonialschule. Statistisch nachweisbar, wie das auch neulich in den Zeitungen wieder betont wurde. beträgt die Zahl derer, die auf höheren Schulen das Ziel erreichen oder bis zu Ende durchhalten, etwa 20 %. Und auf den Universitäten, wo es sich doch um einen alten, seit Jahrhunderten festgefügten Lehrgang handelt, ist der Prozentsatz der Hörer zu denen, die nachher mit Erfolg das Examen machen, ein nicht viel bedeutenderer, obwohl diese Studierenden einen höheren Altersdurchschnitt zeigen und fast alle bereits durch das Abiturientenexamen stark gesiebt sind. Da bei uns das Mindestmaß der erforderlichen Bildung nicht das Abiturientenexamen darstellt, sondern gleich den Bestimmungen für Hörer an landwirtschaftlichen Hochschulen das „Einjährige", so müßte man zu richtigen Vergleichen auch diese allein und nicht etwa die Universitäten mit heranziehen, und dann den Prozentsatz derer, die auf landwirtschaftlichen Hochschulen das Diplomexamen machen, mit der Zahl der Hörer. Nach den Veröffentlichungen des Kuratoriums stellt sich aber in einer zwölfjährigen Erfahrung das Ergebnis bei der Kolonialschule so, daß nur etwa $^1/_3$ der Kolonialschüler wirklich scheitert. Aber selbst wenn der Prozentsatz bei uns genau so groß oder größer wäre wie bei den anderen höheren Schulen und Hochschulen, wäre das, entgegen der Meinung, wie sie infolge ungenügender Sachkenntnis in verschiedenen Kreisen vertreten wird, noch gar nichts Merkwürdiges. Denn in unserem Lehr- und Anstaltsplan steht klar und deutlich, daß ein wesentlicher Zweck der Kolonialschule der ist, junge Leute aus gebildeten Ständen, die an und für sich dem praktischen landwirtschaftlichen Leben, ihrer Herkunft und Vorbildung nach, noch sehr fern stehen, auf ihre Brauchbarkeit wie auf ihre charakterliche Eignung für diesen schwierigen Beruf zu prüfen und demgemäß geradezu als Sieb zu wirken. Darum haben wir ja auch, was anderen derartigen Anstalten, namentlich den Hochschulen fehlt, sowohl das Kollegsystem wie auch die Festsetzung einer

halb- bis einjährigen Probezeit. Der Prozentsatz der wirklich erfolgreichen Kolonialschüler darf darum logischerweise überhaupt erst bemessen werden nach der Zahl derer, die hier ihre Probezeit unbeanstandet bestanden haben.

Außerdem ist es selbstverständlich, daß den Weg durch die Kolonialschule in die Kolonien gerade solche junge Leute suchen, die auf dem langsamen, mitunter auch wenig interessant erscheinenden Wege der täglichen Schulpflichten keine Lust haben, sich ihre Zukunft zu bauen. Diese streben vielmehr mit einem gewissen Drang nach Unabhängigkeit, frühzeitiger Selbständigkeit und Wagemut, mitunter aber auch unvermeidlich mit einer gewissen Abenteuerlust darnach, möglichst schnell hinauszukommen. Immer wieder begegnet man darum bei einzelnen jungen und noch unreifen Menschen Ideen, die sehr stark an die erinnern, wie sie in dem schönen Gedicht „Der Peter in der Fremde" klassisch geschildert sind: „Der Peter will nicht länger bleiben, er will durchaus fort in die Welt." Daß gerade solchen Elementen die Vorbereitungszeit von 2—3 Jahren als eine unerwünscht lange, möglichst abzukürzende Zeit erscheint, ist umso verständlicher, als die Kolonialschule ernste, positive und namentlich körperliche Arbeitsanspannung fordert; und diese ihre Ansprüche verbindet sie obenein noch damit, daß sie entsprechend ihrem Internatscharakter, gerade diesem Alter der erwachsenen männlichen Jugend noch eine bestimmte Zucht und Ordnung in der äußerlichen Lebenshaltung auferlegt. Es ist darum im Gegenteil als ein besonders erfreuliches Zeichen für den von Anfang an unter den Gliedern der Kolonialschule waltenden Geist anzusehen, daß trotz dieser Sachlage in allen Semestern, abgesehen von einigen besonderen Ausnahmen, die überwiegende Mehrzahl mit den hiesigen Ordnungen und dienstlichen Anforderungen durchaus im Einklang steht und sich demgemäß völlig im vorgeschriebenen Rahmen hält, während daneben immer nur eine kleine Minderheit Schwierigkeiten macht, deren Ausscheiden dann nach den Bestimmungen des Kuratoriums gerade auch durch die Kolonialschule selbst möglichst schnell gefördert wird. Dieser Minderheit gegenüber können wir mit umso lebhafterer Freude betonen, daß die Mehrzahl und darunter selbst die, welche den durchschnittlichen Lehrgang von vier Semestern aus persönlichen oder sachlichen Gründen nicht durchführen konnten, nach ihrem eigenen Geständnis hier die zweckentsprechende erwünschte Vorbereitung gefunden haben, auf grund deren sie in ihrem kolonialen Berufe erfahrungsmäßig zu Erfolgen kommen und mit großer Dankbarkeit stets an die Kolonialschule zurückdenken. Umgekehrt aber kann natürlich für uns das Urteil derer nicht maßgebend sein, die hier schon schwierige Elemente waren und das natürliche Interesse haben, ihre eigenen Mängel und Fehler durch Anklagen und Schimpfen über die Kolonialschule zu verdecken.

Der bisherige Verlauf dieses Sommersemesters beweist, wie wertvoll es für alle Teile ist, wenn derartigen Elementen nicht das

Uebergewicht gestattet wird, vielmehr ernstes Streben und frischer fröhlicher Jugendgeist in der Kameradschaft die Führung und den maßgebenden Einfluß gewinnen, wie in diesem Semester sich erhellt.

Im Anschluß an diesen Rückblick und Ausblick für unseren inneren Kreis des hiesigen Lebens und Arbeitens erscheint es mir wertvoll, auch einen Rückblick und Ausblick, geschöpft aus den persönlichen Erfahrungen des vorigen Sommers, im Nachstehenden zu geben.

Arbeiten und Aufgaben in Deutsch-Südwestafrika.

Aus „Koloniale Zeitschrift" Nr. 20. 1911,

Von Prof. E. A. Fabarius.

Der erste Eindruck, den das wirtschaftliche und politische Leben in dieser unserer Siedlungskolonie auf den Neuankommenden macht, ist unfraglich der einer erstaunlichen Regsamkeit. Erstaunlich deshalb, weil man es doch in dem großen Lande erst mit einer verhältnismäßig dünnen Besiedlung zu tun hat. Selbst die sogenannten Städte sind nur kleine Gemeinwesen. Allerdings bestätigen sie die allgemeine Kulturerfahrung, daß die Bedeutung der städtischen Siedlung, mag sie nach Umfang an sich noch so klein und bescheiden sein, in dem Maße wächst, wie ihre Umgebung den vorwiegenden Charakter der rein ländlichen Verhältnisse an sich trägt. Ein winziges städtisches Gemeinwesen, selbst bei uns hier im östlichen Deutschland oder gar im östlichen Europa, etwa in Ungarn oder Rußland, bildet in seiner Art viel mehr einen Kultur- oder Verkehrsmittelpunkt, als eine drei- oder selbst zehnfach größere Stadt in unserem deutschen Westen. Schon gleich beim Eintritt in das Land tritt diese bedeutungsvolle Stellung der Stadt scharf hervor an Swakopmund als dem Eingangshafen und Mittelpunkt für den ganzen Verkehrs-, Wirtschafts- und Kulturbetrieb der Mitte und des Nordens des Landes. In seiner äußeren Erscheinung erinnert dies Städtchen unwillkürlich an kleinere, norddeutsche Seebadeorte, wenngleich es leider, trotz seines an sich schönen Badestrandes, aber infolge des sehr kühlen Bengaellastromes als Seebadeort wohl kaum je eine nennenswerte Bedeutung gewinnen wird. Allein die Tatsache, daß der Wert des Umschlags von Swakopmund in Ein- und Ausfuhr über 35 Millionen Mk.[1]) beträgt, obgleich an weißer Bevölkerung nur 1212 Seelen vorhanden sind, beweist die Wichtigkeit dieses Ortes. Ein aufstrebender Industrieort wie Usakos mit seinen großen Eisenbahnbetriebswerkstätten oder Tsumeb, das an die ersten Entwicklungsstufen werdender Großstädte im sogenannten wilden Westen Amerikas gemahnt, oder Karibib oder namentlich

[1]) Anm. 56, 784 352 Mk. Gesamthandel von Deutsch-Südwestafrika 1909.

Windhuk, als der Mittelpunkt aller politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Interessen des Landes, — jede dieser Städte gibt in ihrer Art Zeugnis von dem regen Leben und Treiben im Lande. Und selbst für kleinere Orte wie Okahandja, Omaruru und Grootfontein oder Rehoboth und Keetmanshoop (über die letzteren beiden kann ich allerdings nur nach Hörensagen urteilen) gilt dieses.

Selbstverständlich ist und bleibt die eigentliche Grundlage der südwestafrikanischen Wirtschaftsentwicklung die Landwirtschaft. Selbst wenn der Bergbau und eine darauf fußende größere Industrie vielleicht noch ungeahnte Aussichten für das Land eröffnen sollte oder wenn nach dem unverhofften Diamanten-„Segen" noch ähnliche große Ueberraschungen durch Gold-, Kohlen- und Erzfunde uns beschert sein sollten, wird doch, entsprechend den geographisch-klimatischen Landesverhältnissen, die Landwirtschaft, zumal die Viehzucht, den eigentlichen Kern und die solideste Grundlage der dortigen Volkswirtschaft bilden. Das beweist allein schon die eine Tatsache, daß trotz der verheerenden Wirkungen des großen Hereroaufstandes und seiner Niederwerfung, wodurch in den größten und wichtigsten Teilen des Landes alle landwirtschaftlichen Werte, zumal die der Viehzucht, zum größten Teile zerstört wurden, jetzt bereits wieder der Wert des Viehstandes dort die Mindestsumme von 20 Millionen beträgt. Dies zeugt aber ebensosehr für die Leistungsfähigkeit des Landes, wie erst recht für die Regsamkeit seiner Bevölkerung.

Wir haben es in Südwest mit einer ungeahnten Entwicklung innerhalb der letzten drei Jahre zu tun. Gerade nach der landwirtschaftlichen Seite hin gilt auch das Wort von diesem unserem Schutzgebiet: „Afrika ist das Land der Ueberraschungen."

Man sieht, je weiter man in das Land hineinkommt, wirklich prachtvolles Vieh. Selbst das afrikanische, seit langem schon sowohl unter der Pflege der Hereros wie unter der fördernden Einwirkung von Holländer Aufkreuzungen günstig beeinflußte südafrikanische, einheimische Vieh zeigt an stattlichem Wuchs und wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit weit Besseres, als man nach den landläufigen Urteilen erwarten sollte. Aber um so kennzeichnender ist es, daß ganz allgemein der Viehzüchter von Südwest mit diesen Leistungen nichts weniger denn zufrieden ist, sondern viel höhere Ansprüche an die Güte der Viehherden stellt. Darum tritt allenthalben das ausgeprägte Streben zutage, durch Zuchtvieh europäischer, namentlich deutscher und englischer hochgezüchteter Rassen den Viehbestand möglichst schnell und umfänglich zu verbessern. Fast will es sogar scheinen, als bilde dieses Streben schon eine Gefahr. Die Vorzüge des bodenständigen afrikanischen Viehes können in ihrer Widerstandsfähigkeit doch nur sehr allmählich auf die Neuzüchtungen übertragen werden. Es ist darum unfraglich nicht zweckmäßig, den Bogen zu sehr und zu schnell zu überspannen, wozu eine einseitige Förderung der Hochzucht feiner und feinster Rassen nur gar zu leicht führen wird. Mancherlei Fingerzeige

sind nach der Richtung hin bereits dem südwestafrikanischen Viehzüchter sowohl durch Mißerfolge wie Erfolge gegeben. Die guten Erfahrungen z. B. mit der Schafhaltung auf dem Komashochlande, wo man sich der übertriebenen Feinzucht der europäischen Edelrassen gegenüber ablehnend verhält, und andererseits die mancherlei unerfreulichen Rückschläge, die man mit Rambouilletzucht anderwärts gemacht hat, dürfte für diese Ansicht zum Beweise dienen. Ebenso ist es auch noch sehr fraglich, ob man mit Recht an Stelle des kleinen anspruchslosen, aber leistungsfähigen Afrikaner-Pferdes jetzt lediglich auf die Zucht großer feiner Tiere mit vorwiegend englischem Bluteinschlag hinzudrängen sich bemüht, wie es von manchen Seiten und gerade auch von militärischer geschieht. Aehnlich, ja vielleicht noch auffälliger, zeigt sich die Bedeutung dieser Frage der Hochzuchten bei der Rindviehzucht. Die Leistungen, welche man mit einem Kreuzungsversuch des härteren, für Haut- und Lungenerkrankungen unfraglich widerstandsfähigeren Schweizer Braunviehes auf der Ausstellung in Omaruru sah, ließen mindestens sehr starke Zweifel offen, ob die Zucht der feinen Simmentaler oder des holländischen Niederungsviehes auf die Dauer mehr Erfolg versprechen. Die Meinung „alter Afrikaner", daß sich jenes, immerhin doch weniger anspruchsvolle und sehr widerstandsfähige Vieh „nicht für Südwest eigne", im Gegensatz etwa zu Simmentaler, muß doch erst durch die Erfahrung der Folgezeit bewiesen werden. Der Augenschein sprach dagegen. Sehr bemerkenswerte Zuchterfolge sah man andererseits mit Kreuzungen von Pinzgauer- und Shorthorn-Vieh.

Eine besondere viehzüchterische Schwierigkeit liegt darin, daß infolge der bereits angedeuten Hemmnisse die Masse des Viehes im Verhältnis zur Größe des Landes und zum rasch vorwärts drängenden Streben der Farmer verhältnismäßig doch noch gering ist und daß der Zuwachs infolgedessen auch allzu langsam vor sich geht. Dadurch bleibt die Bestockung der Farmen im notwendigen Umfange auch noch sehr hinter dem wünschenswerten Maße zurück. Dieser Mangel hängt mit dem anderen zusammen, der leider den Grundzug der ganzen Wirtschaftsverhältnisse in Südwest bildet: das ist der Mangel an Barkapital. Gewiß ist der wirtschaftliche Erfolg drüben — und dafür liegen eine Fülle von Einzelbeweisen vor — nicht gebunden an den Besitz von viel Geld. Das Gegenteil beweisen die teilweise hervorragenden Leistungen sogen. „alter Afrikaner", die als mittellose Schutztruppler oder Händler in früheren Jahren bereits angefangen haben zu wirtschaften. — Ein Hinweis auf deren Erfolg wird allerdings mit mehr oder minder Recht von Landeskennern als unmaßgeblich bezeichnet, weil die Verhältnisse vor dem Aufstand eben ganz andere gewesen seien. Aber auch abgesehen hiervon; bei solidem Fleiß und bescheidenen Lebensansprüchen sind Leute mit geringem Kapital doch vielfach besonders gut vorangekommen. Ohne dabei meine persönliche Kenntnis und Erfahrung geltend zu machen, will ich nur betonen, daß

es gerade Kaufleute waren, die mich wiederholt auf diese Tatsache hinwiesen, und andererseits nachweisen, wie manch einer, der mit hochgespannten Hoffnungen, bedeutendem Selbstbewußtsein und großem Kapital meinte, die Schwierigkeiten in diesem spröden Lande spielend zu überwinden und bedeutende Leistungen vollführen zu können, recht auffällig gescheitert ist.

Eine weitere Schwierigkeit für die viehwirtschaftliche Entwicklung des Landes liegt in der Frage des nötigen Absatzes, wovon ebenso wie von der Frage der Kapitalbeschaffung später noch einmal die Rede sein wird.

Eine ganz eigenartige Erscheinung, wie sie gerade auch erst in den letzten drei Jahren in Südwest als eine neue Ueberraschung hervorgetreten ist, bildet die Anfangsentwicklung des dortigen Ackerbaues. Denn vorher konnte man vom Ackerbau im eigentlichen Sinne, selbst in dem dafür anerkannt geeigneten Norden, noch nicht sprechen. Mit Recht bezeichnet noch heute der Südwester sein bewässertes Feld, wo er in mehr oder minder bescheidenem Umfange Gemüse, Tabak, Luzerne und selbst Mais schon baute, als seinen „Garten". Hingegen hat in den letzten Jahren der eigentliche Ackerbau, von dem in Südwest als nur möglich zu reden, noch vor 3 bis 4 Jahren als „blödsinnige Utopie" von alten Afrikanern absprechend geurteilt wurde, seine Existenzmöglichkeit und Berechtigung deutlich erwiesen, dank weitsichtiger und wagemutiger Versuche, wie sie zuerst von Schulz am weißen Nossob gemacht wurden. In Farmgebieten, die vor kurzem noch als reine Viehzuchtfarmen galten, trifft man als ackerbauliche Leistung, die erst vor 2—3 Jahren in Angriff genommen worden ist, bereits 50, 100, ja 150 und mehr Hektare unter dem Pflug. Allein im Bezirk Grootfontein waren nach den Angaben des Bezirksamtmannes im Jahre 1910 2700 ha unter dem Pflug mit einer Ernte von 15 000 Ztr. Mais nach der einen, und 25 000 Ztr. nach der anderen Schätzung Gewiß wird ein im Regenfall so ungünstiges Jahr wie das jetzige 1911 voraussichtlich sehr viel bescheidenere Ergebnisse, mancherorts sogar nur Mißerfolge zeitigen. Aber die Landwirtschaft überall, nicht bloß in Südwest, muß eben jahraus, jahrein mit derartigen Rückschlägen, ja mit Mißernten für mehrere Jahre hintereinander rechnen und sich an das Wort von den „sieben fetten" und den „sieben dürren Jahren" gebunden halten. Immerhin aber ist ihm doch durch die Erfahrungen der letzten Jahre bewiesen worden, daß in Südwest nicht nur im Norden, sondern selbst in der Mitte des Landes noch gar manches Gebiet für den Ackerbau — lediglich auf Regenfall berechnet — erschließbar ist. Die alte in den mittleren trockenen Gebieten von Amerika neubelebte Erfahrung mit der sogenannten Trockenfarmerei, auch bei bescheidenstem Regenfall von nur 200 Millimeter gepflegt, beweist, daß nach der Richtung hin auch unser Deutsch-Südwestafrika keinen Grund hat, an erfolgreichen Aussichten von vornherein zu verzweifeln.

Cocospalme von der Insel Ceylon.

Wenn von einzelnen Farmern, deren Wirtschaftsgrundlage an und für sich auf der Viehzucht beruht, Jahreserträge aus ihrem Garten- und Ackerbau die Summen von 20 000 bis 35 000 Mark nennen hörte, demgegenüber im Höchstfalle eine Unkostenausgabe von 8000—15 000 Mark steht, dann beweist das doch, daß der Ackerbau für gewisse Gebiete in Südwest als, sagen wir Nebengewerbe, immerhin nicht ohne Bedeutung sein dürfte. Abgesehen vom dem Mais, der freilich zur Zeit, dank ungünstiger Tarifverhältnisse mit der Einfuhr aus Südafrika und Togo einen schwierigen Wettbewerb durchzukämpfen hat[2]), ist namentlich der Anbau von Tabak sichtlich schon sehr bedeutungsvoll geworden und gibt auch recht erfreuliche Erträge. (In einem Falle konnten wir feststellen, daß der Hektar Tabak mindestens 7000 Mark gebracht hatte.) Die wirtschaftliche Bedeutung des einheimischen Tabaks liegt vor allen Dingen darin begründet, daß er, selbst in den geringen Qualitäten, als Naturalien an die eingeborenen Arbeiter gute Verwendung findet. Mit Recht weist Dr. Golf neuerdings auch darauf hin, daß für die Trockenfarmerei in Südwest vor allen Dingen die Kultur von Weizen, Gerste und Durrahirse vielleicht noch aussichtsreicher als die des Mais anzusehen sei.

Daß übrigens der Norden gerade in ackerbaulicher Beziehung seine besonderen Vorzüge hat, ist nicht zu verkennen und ergibt sich allein schon daraus, daß dort fließendes Wasser, teilweise in Augen und Herz erfrischender Fülle, von Natur dem Boden entquillt.

Auch sei noch ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die geringe, in den meisten Gebieten von Südwest überhaupt nicht vorhandene Humusbildung des Bodens naturgemäß der ackerbaulichen Entwicklung besondere Schwierigkeiten bereitet und den Landwirt drüben noch vor besondere Aufgaben stellt. Es dürfte darum z. B. für den Norden, entgegen der von einigen Seiten geäußerten Meinung, weniger auf künstlichen Dünger ankommen, um die Erträge zu verbessern, als vielmehr auf Gründüngung, mit der man entschieden einmal einen Versuch machen sollte.

Wenn wir demgemäß so die wirtschaftliche Gesamtaussicht des Landes als durchaus günstig bezeichnen müssen, so ist umso mehr doch zu betonen, daß schwerwiegende Hemmnisse dieser Entwicklung möglichst schnell und tatkräftig bekämpft werden müssen. Da ist in erster Linie nötig — und darüber ist schon bis zur Ermüdung viel geredet und geschrieben worden — eine umfassende Fürsorge für den landwirtschaftlichen Hauptwert von Südwest, für die Gesundheit des Viehes durch Hilfe eines sorgsam ausgebildeten Veterinärwesens und namentlich durch umsichtige Erforschung und Bekämpfung der Viehseuchen im Lande. Es ist sehr erfreulich und dankenswert, daß die Kolonialregierung durch Entsendung des

[2]) Der neue Gouverneur hat bereits in wohltuend umsichtiger Weise eine verständige Tarifpolitik zugunsten der landwirschaftlichen Massenerzeugnisse und Förderung der Kulturentwicklung angeordnet.

Geheimrats Ostertag in dieser Richtung einen energischen Schritt getan hat, nachdem unter dem früheren Gouverneur darin anscheinend allzusehr dem Standpunkt gehuldigt wurde, als ob die Wissenschaft dem reinen Praktiker doch nicht genügend Dienste leisten könnte, etwa nach der Anschauung, wie bei uns in heimischen Verhältnissen oft auch praktische Landwirte, einfache Bauern meinen, sie selber oder ihr Schäfer wüßten doch schließlich besser Bescheid, als die „Studierten", die Tierärzte.

Ebenso wichtig ist die Sorge um eine größere Kreditbeschaffung für die Landwirtschaft von Südwest.

Der Streit der Meinungen über das Wie geht ja leider weit auseinander. Aber es dürfte doch je länger je mehr zur Klärung und Einigung der Gegensätze in der Richtung kommen, daß weder auf dem Wege von der Gründung privater Kreditinstitute noch auf dem des genossenschaftlichen Zusammenschlusses die Hilfe zu suchen ist. Rentenbanken, gestützt auf staatliches Kapital und Staatsautorität, aber mit weitgehender Selbstverwaltung, das ist das Erstrebenswerte und für die südwestafrikanischen Verhältnisse auch unfraglich das Geeignete. Mit Recht ist gegen eine Genossenschaftsbank geltend zu machen, daß sie nicht genügend kapitalkräftig zu gestalten ist, um allen Gebieten des ganzen Landes gerecht zu werden, und daß sie andererseits nicht in der Lage ist, die Beleihungssicherheit für räumlich weit entfernt liegende Farmen genügend beurteilen zu können. Das Wagnis der Gesellschafter würde andernfalls ein gar zu großes werden. Vielmehr ist unfraglich die Kreditbeschaffung für Südwestafrika am besten einzurichten nach den ausgezeichneten Vorbildern, wie wir sie z. B. in Deutschland in der Landes-Kreditanstalt für Hessen, für Hannover usw. haben, entsprechend unseren Entschließungen im Vorstande des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees und den vom Staatsanwalt Dr. Fuchs auf dem Kolonialkongreß 1910 gemachten vortrefflichen Ausführungen.

Daß die Verwaltung nicht in der Hand des Gouvernements oder der Kolonialregierung liegt, ist, abgesehen von vielen anderen Gründen, allein schon aus dem einen doppelt wichtig. Denn die unvermeidlichen Reibungen und Schwierigkeiten, auch persönliche Mißstimmungen, die infolge von Kreditansprüchen der einzelnen Privatpersonen erfahrungsgemäß entstehen, würden die Beziehungen zwischen Regierung und Bevölkerung nur unnötig gegensätzlich belasten. Ist schon ohnehin die Frage des Landverkaufs bei den städtischen Kommunen und noch mehr in den Farmgebieten ein beständiger Anlaß zu Gegensätzen, zu berechtigter und unberechtigter Kritik und zu vielerlei Schimpfen, so sollte man den Geldpunkt, bei dem bekanntermaßen die Gemütlichkeit am allerehesten aufhört, am allerwenigsten in der Form des Kreditbedürfnisses, der Kreditgewährung, mit der Volkstümlichkeit der Regierung verquicken. Dafür kann, wie gesagt, nach den ausgezeichneten heimischen Vorbildern nur die Selbstverwaltung in Frage kommen. Aber freilich die Hauptsache und das, was am meisten eilt, ist die Bereitstel-

lung von Mitteln in großzügiger Weise. Und das kann freilich allein seitens der Kolonialregierung selbst geschehen, am besten wohl nach den Vorschlägen des Landrates mit Hilfe der Gewinne aus den Diamantenzöllen.

Die Aera Schuckmann zeigte in Südwest, übrigens nicht nur nach der Seite des Veterinärwesens, die schon angedeutete eigentümliche Erscheinung. In der Zeit, wo an die gesamte wirtschaftlich arbeitende Bevölkerung des Landes besonders große und vermehrte Ansprüche gestellt wurden, wo man in Steuern, Zöllen und sonstiger Leistung viele neue Opfer forderte, zog die Kolonialverwaltung selbst sich in auffälliger, direkt unwirtschaftlicher und sehr wenig gemeinnütziger Weise von bereits übernommenen Aufgaben oder gar Pflichten zurück, statt ihrerseits auch opferwillig und anregend vorzugehen. Alle staatlichen, auf wirtschaftliche Erschließung des Landes gerichteten Einrichtungen, mochten sie auch in noch so bescheidenen Anfängen stecken, landwirtschaftlicher oder forstlicher Versuche, oder etwa die Einrichtungen der Regierungsfarm Neudamm und die Versuchsstation Gamams wurden in den zur Verfügung stehenden Mitteln aufs kleinlichste beschränkt. Demgemäß mußten sie teilweise aufgehoben werden oder sie konnten nur noch kümmerlich weiter vegetieren mit der sicheren Aussicht, in Bälde gänzlich dem Untergang geweiht zu sein. Dankenswerterweise ist das neue Regiment dadurch bereits gekennzeichnet, daß es für landwirtschaftliche Versuchsstationen wieder neue Mittel herleiht und von neuem da aufzubauen sucht, wo die letzteren Jahre Verfall gebracht hatten.

Hoffentlich wird nun in gleicher Weise eine den tatsächlichen Verhältnissen entsprechende günstige Gestaltung der Landfrage angebahnt werden. Der Gesichtspunkt des Gouvernements, bei der Landvergebung nicht ohne Wahl und regellos große Länderstrecken an einzelne wenige Besitzer aus der Hand zu geben, hat gewiß seine Berechtigung. Die Absicht, für die steigende Nachfrage möglichst viel Einzelfarmen zur Verfügung zu halten, entspricht dem Gesamtinteresse des deutschen Volkes. Andererseits aber ist es doch den schon zurzeit im Lande tätigen Farmern und Kaufleuten nicht zu verdenken, wenn sie allein in Rücksicht auf die Tatsache, daß diese ersten Kulturpioniere auch ein größeres Wagnis übernehmen, möglichst für sich auch entsprechende Vorteile durch Erwerb großen Landbesitzes erstreben. Und dies um so mehr, da in den noch unentwickelten wirtschaftlichen Verhältnissen der Bedarf an Viehweide für das einzelne Stück Vieh ein verhältnimäßig sehr großer ist, zumal in Rücksicht auf die nötige Sicherung gegenüber dürren, schlechten Weidejahren. Die Vermittlung dieser entgegenstehenden Interessen der Gesamtheit einerseits und des privaten Wirtschaftlers andererseits dürfte aber bei einer gewissen Großzügigkeit der Verwaltung, sowie nicht minder volkswirtschaftlichen Sachkenntnis der Beteiligten auch ohne all zu erhebliche Schwierigkeiten zu einem

Ausgleich zu führen sein. Wenn in Transvaal bereits unter der Burenherrschaft die Farmgröße auf höchstens 3000 ha beschränkt wurde, so liegt darin gewiß ein Fingerzeig dafür, daß die Ansprüche auf das durchschnittliche Mindestmaß von 5000 ha oder wie Rohrbach gar will, 10 000 ha über das berechtigte Maß hinausschießen. Hat sich doch in Transvaal im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte sogar erwiesen, daß durch Erbgang oder Kauf je 3000 ha Farmen sich von selbst in die Durchschnittsgröße von 1000 ha Wirtschaften zerlegt haben. Bezeichnender Weise aber ist dort jetzt bereits ein Gesetzentwurf in Vorbereitung, welcher den Grundsatz aufstellt, daß dem Staate das Enteignungsrecht zugesprochen wird für den Teil einer Farm, der über 1000 ha hinausgeht. Hierin liegt vielleicht eine Richtlinie für die zukünftige Regelung. Man verkaufe ruhig jedem, der die nötigen Mittel und sonstige wirtschaftliche Leistungsfähigkeit nachweist, eine Farm in der von ihm beanspruchten umfänglichen Größe. Die Vorteile der günstigen Zahlungsbedingungen aber beschränke man lediglich auf die Farmen bis zu einer bestimmten Größe, etwa bis zu 5000 ha. Zudem sind ja mit Leichtigkeit noch eine Reihe von Verkaufsbedingungen festzusetzen möglich, wonach der Käufer verpflichtet wird, binnen kurzer Frist solche große Farmen mit Vieh zu bestocken, auch landwirtschaftlich auszunutzen, um auf diese Weise der Bodenspekulation zu begegnen. Ohnehin hat ja auch die Bewirtschaftungsmöglichkeit allzu ausgedehnter Gebiete in einer Hand ihre naturgegebenen Grenzen. Die Verwaltung wird dann, gestützt auf eine größere Zahl von Beamten und Hilfskräften, für den Privatmann ohnehin zu schwierig und Erfolge ihm zu unsicher. Obenein ist aber gerade der Weg des Enteignungsgesetzes, das beim Verkauf von vornherein mit gewissen Bedingungen festzulegen wäre, gangbar, um wirtschaftschaftliche Hemmungen der Landesentwicklung oder sonstige Schäden zu großen Farmbesitzes zu vermeiden. Jedoch die immer erneut hervortretenden Klagen solcher, die mit ernster Absicht in das Land kommen und bestrebt sind, sich Farmen, namentlich auch große Farmen, zu kaufen und entsprechend große Wirtschaftsbetriebe einzurichten, daß sie überall verschlossene Türen fänden, dienen unleugbar nicht dazu, die wirtschaftliche Entwicklung, dem Bedürfnis entsprechend, in ein schnelleres Schrittmaß hineinzubringen. Auch der andere Weg: neben jeder verkaufsfähigen Farm ein größeres Gebiet liegen zu lassen, das an den Käufer mit Vorkaufsrecht zunächst verpachtet wird, könnte noch mehr ausgebaut werden, um so mehr, da dieser Weg ohnehin von der Kolonialregierung bereits grundsätzlich und in der Praxis anerkannt worden ist.

Andererseits verdient die Regierung Dank dafür, wenn sie einigen großkapitalistischen Unternehmungen, wie z. B. der deutschen Farmgesellschaft, die Möglichkeit geboten hat, in Südwest an die Arbeit zu gehen. Das wird unfraglich bewiesen an der Hand der jetzt schon zutage getretenen Erfahrungen und durch einen Vergleich mit den Erfahrungen der gesamten Siedlungsgeschichte.

Gerade die Mischung der verschiedenartigen Betriebe, wobei die ganz großen Unternehmungen, gestützt auf ihr bedeutendes Kapital, bedeutende vorbildliche Anregung zu geben in der Lage sind, wiegen die etwaigen Nachteile auf. Auch in der heimischen Landwirtschaft liegt der Vorteil der Großbetriebe neben den mittleren und kleineren klar zutage. Von ihnen ist nicht zum unwesentlichsten Teil der auf Wissenschaft und Technik gestützte hochgestiegene Fortschritt der deutschen Landwirtschaft begründet.

Welche Bedeutung überhaupt gerade für ein so eigenartiges Neuland wie Südwest der gebildete Ansiedler und daneben auch die gebildete Frau, sowie überhaupt die Wirkung einer soliden Bildung (in den schlichten, nicht etwa hochgestiegenen und übertriebenen Formen der modernen Kultur!) besitzt, darüber ließe sich in einem besonderen umfänglichen Abschnitt noch vieles sagen. Darin beruht auch die segensreiche anregende Einwirkung, welche zum Beispiel einem großen Teil der rührigen Kaufmannschaft und den in wachsendem Maße im Lande hervortretenden Technikern neben der Beamtenschaft gebührt. Jedoch alle diese wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse drängen mit Entschiedenheit hin auf eine möglichst schnelle und weitsichtige Regelung der Selbstverwaltung des Landes in Verbindung mit der ganzen staatsrechtlichen Stellung dieses Schutzgebietes. Je eher man dazu übergeht, namentlich den, wenn auch immerhin noch kleinen, städtischen Gemeinwesen für ihre inneren Angelegenheiten möglichst weitgehende Selbstverwaltung zuzubilligen, ihnen auch dasjenige Maß von Polizei-, Steuer- und Bodenbesitz-Verwaltung zu übertragen, welches nach den heutigen deutschen Verhältnissen in der Heimat selbstverständlich ist, um so wirksamer fördert man die Entwicklung, zumal wenn man andererseits dem „platten Lande" eine Organisation nach Art der Verwaltung der früheren englischen Kolonien, der sogenannten Neu-Englandsstaaten, oder noch besser nach dem den dortigen Verhältnissen Rechnung tragenden Vorbild unserer heimischen Kreisverwaltung und landrätlichen Verwaltungsorganisation, gibt.

Auch nach einer anderen Richtung hin dürfte es empfehlenswert sein, gut bewährte Vorbilder heimischer Verwaltung in Südwest nachzuahmen. Wir sind darin allerdings vielfach falsche Wege gegangen, indem wir die Nachteile unserer nach manchen Seiten hin unfraglich stark übertriebenen bürokratischen Verwaltungsformen auf die Kolonien übertragen haben. Da ist es um so wunderbarer, daß wir die tatsächlich anerkannten Einrichtungen der Heimat drüben nicht genügend verwerten. So ist doch das Urteil über unser Gendarmeriekorps oder über die Landjäger Süddeutschlands in allen politisch verständigen Kreisen ein unbedingt günstiges. Um so naheliegender wäre es, die Landespolizei von Deutsch-Südwest nach den bewährten Formen der heimischen Gendarmerie zu organisieren, statt sie zu einem Zwitterding bürokratisch-militärischer Beamtenschaft zu machen. Auch schon der eine Gesichtspunkt, daß gerade für ein

derartiges Siedlungsgebiet ein größerer Zusammenhang zwischen Schutztruppe und Polizei durchaus notwendig ist, legt den Gedanken einer solchen Umänderung nahe. Der unerfreuliche Gegensatz, welcher zeitweise zwischen den Interessen der Schutztruppe und der Landespolizei zutage getreten ist, würde dadurch beseitigt und voraussichtlich auch die so viel umstrittenen hohen Kosten der Landespolizei herabgemindert werden können.

Vor allen Dingen aber erheischen die wachsenden Bedürfnisse dieses aussichtsreichen Siedlungsgebietes eine grundsätzliche Neuregelung seiner staatlichen Ordnung. Man kann Südwest nicht vom Standpunkte der heimischen Kolonialregierung über einen Kamm scheren mit unseren anderen Tropenkolonien. Im Anfang der kolonialpolitischen Entwicklung war eine Unterscheidung der Regierungsformen für die verschiedenen Schutzgebiete, wie die mißglückten Versuche bewiesen haben, nicht angebracht und nicht durchführbar. Heutzutage liegen die Verhältnisse bereits wesentlich anders. Südwest ist in ganz anderem Sinne wie etwa Togo oder Kamerun oder selbst Ostafrika ein Stück des größeren Deutschlands; es ist ein Brückenkopf deutscher Machtstellung über See, ja ein Stück Neu-Deutschland. Je schneller wir dieser Tatsache Rechnung tragen, gerade auch dadurch, daß wir ihr die staatsrechtliche Anerkennung geben, um so mehr wird dieses Siedlungsgebiet ein wertvolles Glied unserer deutsch-nationalen Ausbreitung werden, um so mehr wird dieses Neuland äußerlich und innerlich mit dem Reiche verwachsen, trotz der weiten Entfernung. Die Bevölkerung in ihren maßgebenden Schichten ist durchaus deutsch-national gesinnt und mit ihren wirtschaftlichen wie politischen Interessen auf das engste mit dem Mutterlande verknüpft. Wir haben daher in der deutschen Reichsorganisation in der Gestalt des Reichslandes bereits eine vorzügliche Form der Angliederung eines neuen Staatsgebietes an den großen Staatskörper des Reiches. An dieser Tatsache ändert das nichts, daß man jetzt in der Heimat — ob mit Recht oder Unrecht, soll an dieser Stelle nicht erörtert werden — die staatsrechtliche Stellung des Reichslandes umzugestalten sich bemüht, und sogar viel weitergehende Rechte gewähren will einer Bevölkerung, die sich in ihren maßgebenden Kreisen durchaus nur als Mußdeutsche, als Eroberte, fühlt, die ihre nationalen, kulturellen und wirtschaftlichen Interessen mit einer gewissen Absichtlichkeit über die Grenze nach Frankreich hinüber betont. Demgegenüber muß es vielmehr recht seltsam erscheinen, daß man nicht bereits längst auf den Gedanken gekommen ist, Südwest die staatsrechtliche Stellung des Reichslandes, und seiner zwar noch kleinen, aber stetig wachsenden regsamen Bevölkerung dieser Kolonie mindestens grundsätzlich trotz praktischer Schwierigkeiten das Reichstagswahlrecht zuzugestehen. Auch die Stellung des Gouverneurs als Kaiserlichen Statthalters, die des Landesrates entsprechend der von Elsaß-Lothringen usw. usw. würde nur dazu dienen, eine Fülle kleinlicher Mißstimmungen und ernstlicher Schwierigkeiten in den Beziehungen

des Mutterlandes zu diesem unseren Tochterlande zu beseitigen. Mit dem neuen Rahmen aber wäre von vornherein die Möglichkeit geboten, die gegenseitigen Beziehungen auf das engste und förderlichste auszugestalten. Gewähren wir jetzt mit weitem Blick und politischer Großzügigkeit dem deutschen Lande drüben solche Rechte und solches national-politische Vertrauen, dann schieben wir für lange Zeit mindestens den Anstoß beiseite, der nach der kolonialgeschichtlichen Erfahrung in solchen Siedlungsgebieten stets geboten wird durch das natürliche und begreifliche, ja berechtigte Streben der Bevölkerung, in ständigem kleinen Kampfe das Maß seiner Rechte gegenüber dem Mutterlande zu erweitern. Machen wir Südwest seiner Aufgabe und unseren Hoffnungen entsprechend zu einem wirklichen Tochterlande des Deutschen Reiches, wofür, wie gesagt, die staatsrechtliche Form des Reichslandes, dank der Bismarckschen Staatskunst sich vorzüglich eignet, dann brechen wir nicht nur allem törichtem Abfallsgefasel, was aus politisch unreifen Köpfen, aber doch schon jetzt und voraussichtlich in Zukunft immer häufiger entspringt, die Spitze ab, sondern gewinnen vor allen Dingen ein lebendiges Glied am deutschen Reichskörper, dem größeren Deutschland. Der englische Imperialismus will jetzt zu spät, am Ende der kolonialpolitischen Entwicklung, solch einen organisatorischen staatlichen Zusammenschluß erreichen — nach dem Vorbild der bundesstattlichen Organisation des Deutschen Reiches — das ist eine Utopie. Aber der gesunde Grundgedanke, der zudem besonders unserer deutschen Staatsform entspricht, ist hier jetzt in den Anfängen der Entwicklung sehr gut durchführbar, gerade in der Gestalt eines kolonialen Reichslandes. Durch solche innerliche Verschmelzung der beiderseitigen Interessen fördern wir auch die wirtschaftliche Entwicklung des Tochterlandes und seinen wirtschaftlichen Wert für das Mutterland am besten.

Cocospalmen auf Columbo (Ceylon).